

Nichts wollen. Alle Dinge lassen

Die Performance „Die Trommel passt sich zornig an“ erinnert im Gallus Theater an Gustav Landauer

„Ja, ah, ja hallo. Hallo? Test, Test, Test. Ja, ah, schon.“ Nun, von einem denkwürdigen Moment, wie Jaap Achterberg in gerade diesem Augenblick, mag man bei diesem Auftakt erst einmal ohne weiteres nicht sprechen. Von einem Tasten, Suchen, Auseinandernehmen dann schon eher. Von einer Methode vielleicht auch, wie nun der Sprecher auf der Bühne, statt von einem wirklichen Programm. Und die ist als Performance gleich zum Auftakt schon erstaunlich nahe dran an der schillernden Welt Gustav Landauers. Denn „einfach so ein Stück aufführen, das passt nicht zu Landauer“ jenem vor allem als einem der neben Kurt Eisner, Ernst Toller und Erich Mühsam führenden Köpfe der Münchner Räterepublik in Erinnerung gebliebenen Anarchisten, der am 2. Mai 1919 in der Haft ermordet wurde. Allerdings geht es Oliver Augst und Reto Friedmann, die schon mehrfach, etwa im Rahmen des „Hugo Ball Breviers“ 2016, zusammengearbeitet haben, mit „Die Trommel passt sich zornig an“ weniger um eine performative Rekonstruktion der Biographie. Die Komposition für einen Sprecher und einen Trommelspieler, die, nach einer Voraufführung am Todestag Landauers auf dem Münchner Waldfriedhof, nun im Frankfurter Gallus Theater uraufgeführt wurde, geht vielmehr von der Sprache und von Landauers Auseinandersetzung mit der weitgehend vergessenen Sprachkritik Fritz Mauthners aus. Es hat also schon seine Richtigkeit, wenn „Die Trommel passt sich zornig an“ die Sprache „als Träger der alten Ordnung“ in einem ersten Akt erst einmal gründlich auseinandernimmt: Immerhin muss ja „für eine anarchistische Neugründung“ erst einmal „alles neu gedacht werden“, wie es bei Landauer heißt. Und läßt nun, ganz im Sinne des Philosophen, des an Meister Eckhart geschulten Mystikers und Anarchisten, erst einmal „zum Spiele ein“. Mit Worten, Silben, hier höherer, dort fehlender Bedeutung. Mit Klängen aber auch, mit Lauten und Geräuschen, mit denen derweil Jörg Fischer auf seiner Trommel den Sprecher hier zu kommentieren scheint, dort niederknüpelt oder gänzlich ignoriert, bald – „Horch!“ – für einen Augenblick zumindest schweigt. „Nichts wollen. Alle Dinge lassen“, wie die Performance im zweiten Akt Meister Eckhart zitiert. Die Trommel macht es vor. Mal sanft federnd, mal klackernd, kreiselnd, verliert sie sich in schleifenden, kratzenden, bald schrill schmerzenden Tönen und Geräuschen, schwillt an und wieder ab zu einem Scheppern, Zupfen, Klopfen: „wie im Knast“. Vielleicht, heißt es am Ende der kaum sechzig intensiven, hochkonzentrierten Minuten, „vielleicht hört uns ja jemand da draußen, in diesen utopielosen Zeiten“. Test, Test, Test. Ein Anfang zumindest ist mit dieser „Trommel“ allemal gemacht.

(Christoph Schütte, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15. Mai 2019)